

(Nachdruck verboten.)

1)

## Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Hojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

### I.

Die alte Entbindungsanstalt in der Akerstraße ist ein unansehnliches, zweistöckiges Haus, das inmitten eines baumarmen Gartens liegt. Ein ehrwürdiges Haus, das mindestens hundertundfünfzig Jahre alt ist; und zu allen Zeiten haben Tausende von Frauen in Kummer oder Freude unter diesem Dach Schutz gesucht, und manche seltsame Mär würde bekannt, wenn das alte Haus seine Erinnerungen erzählen könnte.

In einem sonnenwarmen Märztag im Jahre 1878 blieb ein Ehepaar vor diesem Hause stehen und zog den rostigen Eisenring der Torflingel. Das Tor wurde geöffnet, sie schritten durch den leeren Garten und standen bald im Hofraum, dessen Schnee und Schmutz jetzt in der Sonne dampften und mit der Spitalluft einen unangenehmen Geruch verbreiteten.

Der Portier empfing die Fremden mit einem Spaten in der Hand, wies sie, als sie nach dem Professor fragten, nach einer Tür des linken Seitenflügels und sagte: „In dieser Stunde pflegt er bei dem Verwalter zu sein.“

Der Mann ließ seine Frau im Hofe zurück und eilte die Treppe zum Verwaltungsbureau hinauf. Er kam jedoch sofort mit dem Bescheid zurück, daß der Professor zum wachhabenden Assistenzarzte gegangen sei. Der Portier stützte sich auf den Spaten und zeigte auf ein kleines, rotes Haus, das nahe dem anderen Flügel lag. „Dort ist der Assistenzarzt,“ sagte er.

Der Mann rannte hin. Als er wieder heraustrat, war er ganz gereizt. „Blödsinn!“ sagte er. „Er — der Professor macht jetzt gerade mit den Studenten einen Rundgang durch die Krankensäle.“

„Ja, dann müssen Sie ihn oben auf seinem Bureau erwarten!“ sagte der Portier und legte den Spaten fort. Er zeigte auf eine Treppe in dem grauen Steingebäude rechts vom Haustore.

Der Mann stieß einen Seufzer aus, ging hin, während die Frau es vorzog, im Hofe zu warten.

Dieses Mal blieb ihr Mann lange fort, und die Frau begann unruhig auf- und abzugehen. Die Wartezeit wurde ihr lang, weil sie sehr gespannt auf den Ausfall dieses Besuches war. Sie war jetzt in den Vierzigern und hatte schließlich die Hoffnung aufgeben müssen, ein Kind zu bekommen, aber sie hatten sich nun entschlossen, ein fremdes, neugeborenes Kind aus der Entbindungsanstalt zu adoptieren, man konnte ja unter vielen wählen und gleichzeitig ein „gutes Werk“ tun. Schon vor länger als einem Jahre hatten sie dem Professor die Sache übertragen, aber sie hatte sich nicht so leicht gemacht. Vor allem mußte das Kind gesund und wohlgestaltet sein; für die Mutter waren die gleichen Bedingungen erforderlich; drittens mußte die betreffende Mutter auf die ihr gestellten Bedingungen eingehen. Erst gestern hatte sie der Professor hierher bestellt, da er scheinbar das rechte gefunden hatte.

Und jetzt lag der kleine Junge hinter diesen Fenstern. Wie sah er wohl aus? Im nächsten Augenblick würde sie ihn sehen, vielleicht sofort mitnehmen. Wenn er aber ein schlechtes geistiges Erbe in sich trug? Würde er ihr wirklich einen leiblichen Sohn ersetzen? Mit solch einem fremden Kinde, das man plötzlich ins Herz schloß, konnte viel geschehen.

Sie ging im Schmutz hin und her, blickte sich um und sah ungeduldig nach der Türe, durch welche der Mann verschwunden war. Je höher die Sonne stieg, um so schlechter wurde die Luft. Decken und Matragen der Kranken wurden herausgebracht und im Hintergrunde zwischen den Wänden geklopft. Und immerfort dieser bedrückende Spitalgeruch, der aus diesen großen, stillen Gebäuden sickert und förmlich ver-

kündet, daß innerhalb der verdunkelten Fenster etwas Unheimliches geschieht.

Ein schneidender Schrei ertönt aus einem Saale des zweiten Stockes, erklingt wiederholt. Die Frau nähert sich dem Portier, der mit dem Spaten in eine zugefrorene Gasse schlägt, und fragt: „Wer schreit jetzt?“ Der Portier stützt sich auf den Spaten, blinzelt in die Sonne und lächelt über solch eine einfältige Frage.

„Wer es ist?“ sagt er. „Ja, das kann ich wahrhaftig nicht wissen; hier wird das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht geschrien.“

Jetzt rief der Mann seine Frau; der Professor erwartete sie auf dem Bureau.

Der Hofraum bleibt einige Augenblicke leer. Der Portier ist verschwunden, der Spaten ist gegen die Mauer gelehnt, die Dächer tropfen, der Star wippt auf der Dachrinne und singt mit seinem gelben Schnabel in die Sonne hinein. Dann kommt eine Hebammengehilfin, ein junges Mädchen mit aufgekrempten Ärmeln, rennt über den Hof und ruft: „Portier! Portier!“ Gleich darauf steckt der Portier seinen grauen Kopf durch die Türe und kauend sagt er ärgerlich: „Na, was ist denn los?“

Das Mädchen bleibt stehen und dämpft unwillkürlich die Stimme: „Der Assistenzarzt bittet Sie, auf Nr. 10 zu kommen!“

„Schön, aber kann ich nicht erst einen Bissen essen? Was will er?“

„Man soll eine Leiche herunter tragen.“

„Gut, ich komme sofort.“

Und der Portier zieht sich wieder zurück.

Endlich kommt der grauhaarige Professor die Treppe herauf, in gemütlichem Gespräch mit dem fremden Ehepaar. Der Professor bleibt auf der Treppe stehen und sagt: „Aber wenn Sie ihn durchaus sofort sehen wollen, so müssen wir diplomatisch zu Werke gehen. Ja, Sie verlangen doch, daß die Mutter Sie nicht kennen soll?“

Beide antworten: „Ja, das verlangen wir!“

Und die Frau fügt ganz dringend hinzu: „Habe ich das Kind erst angenommen, so will ich es in Sicherheit für uns allein behalten. Die Mutter könnte es sonst besuchen wollen und dann hätte das Kind zwei Mütter. Vielleicht hat sie auch noch Familie, die sich in Dinge mischen wollte, und . . . nein, danke, wir wollen damit nichts zu tun haben.“

Der Professor nickte. „Ja, dann müssen Sie etwas Komödie spielen. Aber fallen Sie nicht aus der Rolle, gnädige Frau, wenn Sie den Heinen Engel erblicken.“

Er führte sie über den Hof, eine andere Treppe hinauf. Aber plötzlich legte die Frau ihre Hand auf seinen Arm. „Hören Sie,“ sagte sie leise, „noch haben Sie uns nichts über die Mutter gesagt?“

Der Professor ging noch einige Stufen hinauf, dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Bisher hat sie sich geweigert, Namen und Heimat anzugeben. Wir nennen sie Nr. 47.“

„Aber wird sie auch bestimmt wollen?“

Der Professor blickte mit einem selbstzufriedenen Lächeln auf sie herab. „Ich glaube in der Beurteilung dieser Menschen eine gewisse Übung zu besitzen,“ sagte er und nickte vor sich hin. „Wenn ich nicht irre, so ist sie unter allen die unglücklichste.“ Ja, wir werden schon sehen.“

Er ging weiter und führte beide über einen dunklen Gang an einer Reihe numerierter Türen vorüber. Als er stehen blieb und eine Türe öffnete, sagte er unnötig laut: „Ja, wir können ja auch hineinschauen.“

Er ließ die Fremden zuerst eintreten. Ein eigenartiger, schwüler, süßlicher Geruch schlug ihnen entgegen. Das Zimmer lag in einem tiefen Halbdunkel, weil es nach Norden sah. Zuerst ahnte man zwei Reihen Betten mit den Köpfenden nach der zwei Seitenwänden, dann unterschied man zwei Reihen Augen und Gesichter, die sich auf die Eintretenden richteten. Drei Kinder schrien gleichzeitig, und die Mütter beschwichtigten. Jetzt sah man, daß einige im Bette saßen, einige den Kindern die Brust gaben, andere in einem Halbschlummer lagen, bleich und entkräftet nach den kürzlich überstandenen Leiden. Im zunächstliegenden Bette lag ein Weib,

Das über das Nachkleid Kleider gezogen hatte und sich aufsetzte, als die Fremden kamen.

Der Professor blieb stehen und wandte sich zu ihr: „Na, wo haben Sie denn Ihr Kind?“

Das Mädchen, dessen breites, volles Gesicht eine gelbliche Farbe hatte, antwortete ruhig: „Es starb ja vor drei Tagen.“

„Ja, ich erinnere mich, natürlich!“ Und der Professor wollte weiter gehen, aber die Frau wandte sich zu dem Mädchen in interessiertem Tone: „Es ist Ihnen wohl angenehm, daß das Kind gestorben ist?“

Das Mädchen schlug die Augen nieder. „O ja, so war's wohl am besten.“

Der Professor warf ganz ungeniert ein: „Sie haben ja vorher drei gehabt.“

Das Mädchen blickte die Frau an und antwortete ruhig: „Ja, drei.“

„Sind Sie Dienstmädchen?“ fragte die Frau mit einem Seufzer.

„Nein, ich bin Buchbinderin.“

Sie gingen weiter, während sich das Mädchen wieder auf das Bett legte und die Handflächen unter den Nacken legte.

Alle Augen kehrten sich den Fremden zu und sahen auf sie mit der eigentümlichen Mischung von Neid und Bewunderung, womit die Bewohner einer Krankenstube auf Besucher blicken. Diese beide kamen ja direkt aus dem Sonnenschein und der frischen Luft und brachten Licht und Luft herein; aber im nächsten Augenblick würden sie wieder hinausgehen, und konnten nach Belieben draußen bleiben.

Der Professor war an einem anderen Bette stehen geblieben, und die Frau dachte: Ob sie es ist! Aber als sie näher trat, sah sie zu ihrer Enttäuschung einen alten, grauhaarigen Kopf zwischen den Kissen. „Diese hat eine schlimme Niederkunft gehabt.“ erklärte der Professor in einem geschäftlichen Tone. „Sie ist fünfundsiebzehn Jahre alt und gebar zum erstenmale.“

Als die Fremde bemerkte, daß die betreffende Frau schlief, flüsterte sie: „Diese ist es doch nicht? Sie ist doch natürlich verheiratet?“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Sie ist unverheiratet.“ sagte er wieder mit seinem seltsamen Lächeln. Aber als er bemerkte, daß dieses alte, grauhaarige Mädchen mit dem unehelichen Kinde peinlich auf die Dame wirkte, faßte er ihren Arm und sagte: „Kommen Sie, jetzt sollen Sie etwas ebenso Merkwürdiges sehen.“

Er führte sie zur anderen Bettreihe und blieb in der Mitte stehen. Ein Weib mit einem bleichen, verzogenen Gesicht lag zwischen den Kissen und lachte, lachte unausgesetzt, während sie ein kleines Kind an sich drückte. Als sie den Professor erblickte, begann sie eine Menge unverständlicher Worte zu sprechen, gleichzeitig quoll eine große Schaumwelle aus ihrem Munde. Aber die Augen, die großen, wässerigen Augen, strahlten in seltsamer Wonne.

„Sie ist geistig abnorm!“ flüsterte der Professor.

Die Dame mußte sich auf den Arm ihres Mannes stützen und halb ohnmächtig flüsterte sie: „Sie ist es doch nicht?“ — Sie hatte nur einen Gedanken.

Aber der Professor faßte sie wieder am Arm und zeigte wieder ein zufriedenes Lächeln. „Kommen Sie nur mit.“ sagte er, „ich werde Ihnen jetzt auch etwas Schönes zeigen. Wie ich sehe, schläft sie.“

Jetzt wußte die Fremde, daß es sich um die Betreffende handelte, und ihr Herz klopfte in voller Spannung.

Der Professor führte sie an ein Bett, nahe am Fenster. Obgleich die Gardine niedergelassen war, brach doch eine Lichtwelle durch und tauchte das Kopfkissen in rötliche Farbe. Und die Fremden erblickten einen jungen, kräftigen Frauenkopf.

Das Mädchen schlief. Das dunkle, volle Haar war aufgelöst und fiel über die Stirn und verschwand unter den Schultern, während der Kopf sich in einer zärtlichen Bewegung gegen das kleine Kind lehnte, das an der Schulter lag und schlief.

Der Schlaf schien sie überrascht zu haben, während sie dem Kinde die Brust reichte. Das Hemd war noch offen und entblößte einen weißen, vollen Hals und eine Brust, von Milch angeschwollen. Sie schien vier- bis fünfundsiebzehn Jahre alt zu sein, und das regelmäßige Gesicht wäre schön gewesen, wenn es nicht so fahl und matt erschienen wäre.

Aber die Fremde blickte nur auf das Kind. Zuerst mit einem gewissen kritischen Gesichts, als handle es sich um eine

zu erwerbende Ware. Der Kleine schlief auch. Der verhältnismäßig große Kopf mit dem dünnen Haar war zugleich fein und kräftig. Die kleine, fette Hand lag ausgestreckt gegen die Mutterbrust, und ab und zu schien der kleine Mund wie im Traume zu saugen. Die Wangen waren wie kleine Klöße. Wirklich, ein kleiner Engel, den man sofort an sich schmiegen und liebkojen mochte. Die Frau lächelte unwillkürlich.

Dieses Kind sollte ihr also gehören, obgleich es jetzt so ruhig bei seiner richtigen Mutter zu schlafen schien. Es war ärmlich mit gestickten Sachen bekleidet, es waren die alten Lappen des Stiefes, und sie sahen nicht einmal rein aus. Die Frau hätte das Kind am liebsten sofort genommen, es ordentlich gewaschen und mit den niedlichen Sachen bekleidet, die sie in der letzten Zeit genäht hatte. Aber jetzt mußte sie auch die Mutter anblicken, die hier den glücklichen Schlaf mit einem Kinde an der Schulter schlief, und nicht ahnte, daß eine andere Frau ihr dieses Wesen entreißen wollte. Und einen Augenblick wallte das Herz der guten Frau mitleidig auf. War es nicht sündhaft, sie zu trennen?

Aber sie stärkte sich sofort mit ihrem früheren Vernunftgrund. Dieses Mädchen mußte sich ja doch von dem Kinde trennen, es würde lebenslang seinen Schandfleck bilden. Nach dem ersten Kummer würde sie es, genau wie die Buchbinderin, als ein Glück betrachten, wenn das Kind stürbe. War es also nicht ebenso gut, es ihr, die ihm eine gute Mutter sein würde, auf immer zu geben, und es als verstorben im Herzen begraben?

Plötzlich öffneten sich die verschlossenen Augen, und einige Sekunden blickten die zwei Frauen einander an. Aber nach einem Augenblick wich die Fremde unwillkürlich einige Schritte zurück und blickte auf ein anderes Bett.

Der Professor bewahrte die Fassung und sagte in munterem Tone: „Nun, haben Sie geschlafen! Wie geht's dem Kleinen Kücken?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Blaufuchs.

Von Billy Ewald Siebert.

Die Familie des Kanzleibeamten Sergej Iwanowitsch Worobej war entschieden sehr respektabel. In allen Winkeln des soliden Haushalts wohnte der Wohlstand; das konnte man auf den ersten Blick erkennen. Den ganzen lieben, langen Tag heizte man den gediegenen Messing-Samowar für die Gäste, die nie unwillkommen waren.

Frau Sonja Sjerasimowna, die wohlbeleibte Dame des Hauses, verstand zu repräsentieren. Das mußte man ihr lassen. Sollte es jemanden in ganz Petersburg geben, der daran zweifelt, nun, der möge einmal an irgend einem Sonnabend nachmittag Frau Sonjas „Jour“ besuchen. Nirgends an der Newa fürwahr konnte man ein besseres Französisch hören; nirgends gab es dicker bestrichene Kaviarbrötchen, nirgends eine zartere Hafelhühnspatete. Kurz, die ganze Manier der Gastfreundschaft bewies deutlich, daß man sich in einem vornehmen Hause befand.

Sergej Iwanowitsch hätte an den Festereuungen des Jours seiner Gattin sicher gern teilgenommen. Leider war er aber gewöhnlich gerade an den Sonnabenden von dringenden Geschäften in Anspruch genommen. Ein Beamter, der als Kanzlist im Ministerium des Innern angestellt ist, hat eben mehr zu tun und zu denken als gewöhnliche Menschen. Das wird jeder Vernünftige einsehen.

Da Sergej Iwanowitsch nur 125 Rubel monatliches Gehalt bezog und nicht das geringste Vermögen besaß, so wird man zugestehen müssen, daß er sich ausgezeichnet einzurichten wußte. Nun hat ja ein russischer Kanzleibeamter verschiedene Nebeneinnahmen. Da sind zuerst die Gratifikationen. Sie leiten ihre Existenzberichtigung aus der Bibel ab, die die Frommen mahnt, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte tut. Dann kommt die Portofasse in Betracht; in diesem Ressort ist es von großer Wichtigkeit, daß der russische Staat Marken zu 7 und 14 Rubel das Stück verausgabt. Wieder getreu der Bibel: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ Die ausgiebigsten Nebeneinnahmen aber werfen die „Gebühren“ ab. Zuerst die staatlichen. Die müssen freilich zum größten Teil abgeliefert werden; höchstens die Vergütungen für die Herren Kontrollbeamten lassen sich hier erübrigen. Aber die freiwilligen Gebühren! Das ist etwas anderes. Ohne sie könnten Sergejs Töchter nicht französisch lernen und seine Gäste nicht Kaviarbrötchen essen. So hat alles auf Erden seinen Zweck.

In der Tat: im Hause Sergejs atmete alles Behaglichkeit und Frömmigkeit. Ueber der Eingangstür fand sich in Holzband ein Spruch, den Sergejs älteste Tochter selbst gedichtet und „bearbeitet“ hatte. Er lautete:

„Wisch' erst die Stiefel ab  
Und dann tritt ein,  
Sonst bringst Du Schmutz  
Statt Glück herein!“

Eines Tages brachte Väterchen Sergej ein „Extra-Telegramm“ nach Hause, das er soeben auf dem Neiwski für fünf Kopeken erhalten hatte. Es enthielt die sensationelle Nachricht, daß die Japaner „demnächst“ alle jämmerlich erfrieren müßten, weil es ihnen an Winterkleidung fehle.

Das Telegramm wurde mit dem üblichen Jubel aufgenommen. Nur Mamachen Sonja Sferafimowna blieb merkwürdig still. Hatte sie sich das Unglück der Japaner vielleicht so sehr zu Herzen genommen? Alles bestürmte sie mit Fragen. Aber es war nicht möglich, aus ihr eine Antwort herauszubekommen.

Abends, als Sergej und seine nachdenkliche Ehehälfte ihr Lager aufgesucht hatten, begann plötzlich Sonja:

„Sergej Iwanowitsch, ist es wirklich wahr?“

„Was denn, mein Täubchen?“ säufelte Sergej, der offenbar kein gutes Gewissen hatte und eine eheliche Auseinandersetzung befürchtete.

„Nun, das mit den Japanern . . . daß sie alle erfrieren müssen?“

Sergej seufzte erleichtert auf. Die Japaner waren ihm im Grunde ja ganz gleichgültige Leute. Aber da er von ihnen keine „Gebühren“ erheben konnte, so hatte er ein strenges Urteil über sie.

„Nichtig, mein Seelchen,“ entgegnete er mit Würde. „Sie müssen alle erfrieren und werden von den Sieppenwölfen und Füchsen zerrissen.“

„Ach wie schrecklich!“ jammerte Sonja. „Die armen, armen Menschen!“ Plötzlich fiel sie in einen anderen Ton: „Auch wir werden einen sehr strengen Winter haben.“

„So?“ sagte Sergej und gähnte. Er war zufrieden, daß er kein Japaner war und unter einem warmen Federbett liegen durfte.

„Ach Sergej, mein Guter,“ begann Sonja wieder, indem sie tief aufseufzte, „wenn es nun auch bei uns so kalt wird! Wie schrecklich, wo ich nicht einmal einen warmen Pelz habe!“

„Du hast keinen Pelz?“ stammelte Sergej erstaunt. „Nun, und der Hermelinmantel, den ich Dir voriges Jahr gekauft habe? Den haben wohl die Motten aufgefressen, he?“

„Ein feiner Hermelin, pff!“ grollte Sonja entrüstet. „Lauter falsches Haarzeug, das selbst den Motten zu schlecht ist.“ Und mit einem Lächeln unsagbarer Verachtung um die Lippen: „Nicht einmal die Schwänze sind echt!“

Sergej schien wenig Verständnis für den großen Kummer seiner Gattin zu haben, denn sein tiefes Amen zeigte an, daß er eingeschlafen war. Vielleicht tat er freilich auch nur so, um Ruhe zu bekommen. Doch Sonja, die offenbar nach einem festen Plane vorging, ließ sich nicht abhalten, diesen Schlaf „zu morden“. Und jachte zupfte sie Sergej am Ärmel, bis er seine wasserblauen Augenlider wieder aufmachte. „Nein, wie Du mich erschreckst haß!“ heuchelte er. „Ich träumte schon.“

„Vielleicht von einem — Mauseuchspelz, wie ihn die Frau Deines Vorgesetzten trägt?“ Dabei sah sie Sergej verliebt an. Sergej, der die Intensität der Wünsche seiner Frau kannte, wandte bescheiden ein: „Aber ich bitte Dich, Täubchen, so ein Pelz kostet ja dreitausend Rubel.“

„Die Frau von Pawolj Wassiljewitsch hat aber auch einen,“ beharrte Sonja eigenförmig.

„Pawolj Wassiljewitsch hat auch die Beiträge für's Rote Kreuz zu verwalteten und ich nicht.“

Damit drehte er sich entschlossen auf die andere Seite und gab so deutlich zu erkennen, daß er zu schlafen wünsche. Sonja aber überlegte noch lange, wie sie zu dem „Mauseuchspelz“ kommen könnte. Endlich sah sie das Mittel gefunden zu haben. Und mit einem Lächeln, das sich verklärend von Ohr zu Ohr zog, schlief auch sie ein.

Benige Tage nach dieser Unterredung verließen zwei französisch sprechende Damen den Luxuszug in Moskau. Vom Bahnhof fuhren die beiden direkt in das „Hotel du Kremlin“, wo sie ein vornehm eingerichtetes Logement im ersten Stock bezogen. Die Zimmer waren für „Frau Staatsrätin Wera von Lobanow nebst Bedienung“ telegraphisch bestellt worden.

Noch am Nachmittage desselben Tages bestellte die Frau Staatsrätin eine Equipage „mit einem Diener auf dem Bod“. In eleganter Toilette nahm sie im Fond des seidengefütterten Wagens Platz und wies der Jofe, die ihr folgte, den Rücksiß an. Dann ging es im schlanen Trab nach dem Kusnezki mostj; vor dem eleganten Pariser Modemagazin der Freres Dutellier befahl sie zu halten.

Frau Staatsrätin, die das Magazin in Begleitung ihrer Jofe und vom Diener gefolgt, betreten hatte, beliebte, sich pelzgefütterte Abendmäntel vorlegen zu lassen. „Auf den Preis käme es gar nicht an.“ Der Herr Geschäftsführer erschöpfte sich in Höflichkeiten. Die Staatsrätin war sehr wählerisch. Was man ihr da zeigte, sei ja ganz nett, entspräche aber nicht völlig den Ansprüchen, die sie an Eleganz und Gediegenheit stelle. Ihr läge daran, etwas ganz besonders Apartes zu bekommen. „Nicht wahr, mein Kind,“ so wandte sie sich an die ehrfurchtsvoll aufschauende Jofe, „um einen Zobel-

mantel für tausend Rubel zu kaufen, hätten wir nicht nötig gehabt, von Warschau nach Moskau zu fahren!“ Die Jofe warf einen Blick des Borkwurfs auf den verständnislosen Geschäftsführer, während die Staatsrätin aufs neue betonte, daß es auf den Preis gar nicht ankäme.

Indessen war auf Anordnung des Geschäftsführers ein blauer Sammetmantel, der mit Mauseuchspelz gefüttert war, herbeigebracht worden. Ein „Ah“ der Bewunderung entklimpfte den Lippen der vornehmen Käuferin. Dieses Ah kostete ihr mindestens 300 Rubel, — aber der Preis war ja Nebenache.

„Was kostet der Mantel?“ fragte die Staatsrätin in gleichgültigem Tone.

Der Geschäftsführer gab sich sichtlich Mühe, seinem Blick die Unschuld der Laube zu geben. „3800 Rubel,“ säufelte er. „Und dabei verdienen wir selbst so gut wie nichts.“

Die Staatsrätin unterbrach ihn mit der kühlen Bemerkung: „Ich habe den Preis ja noch nicht bemängelt.“ Damit erregte sie freilich einen neuen Sturm in der gewinnlüstigen Seele des Verkäufers, der nunmehr bedauerte, nicht 4000 Rubel gefordert zu haben. Er sah ganz zerknirscht aus.

Die Staatsrätin machte diesen Kombinationen ein rasches Ende. Man möge den Mantel in ihr Coupé legen; sie wünsche ihn sofort zu bezahlen. In der Kasse holte sie mit einer Weltgewandtheit, die jahrelange Übung erkennen ließ, ein Schedbuch aus ihrem silbernen Täschchen und wies die Moskauer Filiale des „Credit Lyonnais“ an, der Firma Dutellier Freres oder deren Order 3800 Rubel zu zahlen.

Der Geschäftsführer, der Madame selbst zur Kasse geführt hatte, — es war das eine Auszeichnung, die er nur sehr bevorzugten Käuferinnen zu teil werden ließ, — stutzte. Wie oft hatte man nicht von Schwindelereien gehört, die mit gefälschten Schecks ausgeführt wurden! Und wer konnte überdies wissen, ob die Dame überhaupt noch ein Konto auf der Bank habe!

Da kam ihm in rettender Gedanke. Er bat die Frau Staatsrätin, „einen Moment Platz zu nehmen“. Er selbst wolle die Verpackung des kostbaren Stücks überwachen. Anstatt in den Emballageraum begab er sich aber eiligst in sein Kontor und ließ sich telephonisch mit dem Credit Lyonnais verbinden.

Die Auskunft war durchaus zufriedenstellend. Herr Staatsrat von Lobanow, Donizil Warschau, habe ein größeres Depot auf der Bank. Der Scheck über 3800 Rubel würde jederzeit honoriert werden.

Zwei Minuten später reichte der Geschäftsführer persönlich „Ihrer Exzellenz“ den Karton, der den kostbaren Mantel enthielt, in den Wagen. Er hörte noch, wie die Jofe dem Kutscher zurief: „Zum Generalgouverneur!“ Von Ehrfurcht geradezu zerknirscht, sah der Geschäftsführer dem von dannen rollenden Wagen nach.

Als der Chef des Modemagazins am Morgen des nächsten Tages den Scheck zur Zahlung präsentieren ließ, ersuhr er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß ein Scheck über 3800 Rubel bereits eine halbe Stunde nach der Anfrage der Firma von einer jungen Dame, die im Auftrage der Herren Dutellier Freres gekommen, eingeliefert worden sei. Den Rest ihres Guthabens habe die Frau Staatsrätin selbst, die sich bestens legitimiert hatte, — wiederum eine halbe Stunde später — abgehoben.

Die Polizei ersuhr auf ihre Erkundigung, die sie im „Hotel du Kremlin“ einzog, daß die Staatsrätin im Besitz eines ordnungsmäßigen Passes gewesen sei. Bei ihrer Abreise habe sie fürsliche Trinkgelder verteilt. Ein wunderbarer Mauseuchspelz sei das Entzünden des gesamten Personals gewesen. Die Nachfrage beim Credit Lyonnais brachte weitere Aufklärung. Das Guthaben war vor ungefähr einem Monat von Warschau aus auf den Namen des Staatsrats von Lobanow bei der Bank eingezahlt worden.

In der nächsten Saison sah man Sonja Sferafimowna Worobej häufig auf der Promenade. Ihr herrlicher Mauseuchspelz erregte ebensoviele Neid als Entzünden.

Eines Abends, als sie mit ihrem Gatten und den Kindern allein war, rechnete sie vor, wieviel der Mauseuchspelz gekostet habe. „Also paßt auf, Kinder. Zuerst der Paß für die Staatsrätin von Lobanow: der kostete natürlich gar nichts, weil Papascha Kanzlei-Beamter ist. Dann die Fahrt nach Moskau zu zweit mit Wera (Du, mein Goldkind, das so gut französisch spricht!) in erster Klasse: kostete wieder nichts; wir haben sie als „Dienstreise“ ansprechen lassen.“

„Aber, aber, das teure Hotel in Moskau und der Wagen mit dem Diener auf dem Bod,“ drohte Väterchen Sergej behaglich lachend. „Die haben ein schönes Stück Geld gekostet.“

„Gott sei Dank, Kinderchen,“ seufzte Sonja. „Da bin ich endlich einmal den falschen Hundertrubelschein los geworden, den Papa aus dem Klub nach Hause gebracht hat!“

## Kleines feuilletton.

Iar. Der Faulenzer. Zehn Menschen sitzen in dem Zimmer über die Arbeit gebeugt. Schwermüdig kriechen die Federn hin über's Papier, hier und da fällt eine halblaute Frage, ab und zu eine Bemerkung, farblos und müde, wie das saße Licht, das durch die

Scheiben hineinfällt ins Zimmer auf Stöße beschriebenen Papiers, Briefe und staubige Bücher.

„Langweilig . . .“ sagt plötzlich jemand, „noch langweiliger, als sonst, nicht Fräulein?“

Das Klapper der Maschine verstummt, das Fräulein sieht zu dem Frager hinüber.

„Ich weiß nicht . . .“ sagt sie verwirrt, „es ist so, wie immer.“

„Dann gähnt sie verstoßen.“

Vom Nebenpult blickt ein alter Herr auf.

„Langweilig“, sagte er, „langweilig . . . Weil Sie nicht arbeiten, weil Sie kein Geschäftsinteresse haben . . .“

„Hab' ich nie gehabt“, gesteht der andere, „nie gekannt. Kann's auch nicht kennen.“

Er schüttelt energisch den Kopf.

„Dann weiß ich nur nicht“, fragt der Alte, „warum Sie sich hier quälen? Ich würde mir 'ne Villa im Grunewald bauen und dort Gottes Gaben genießen. 's soll besser sein, als Bilanzen zu zieh'n.“

Eine Zeitlang ist's still. Das Fräulein träumt, die anderen sitzen über der Arbeit.

„Dreißig Jahre bin ich jetzt hier“, beginnt der Alte dann wieder, „dreißig volle Jahre. Bin auch anders gewesen. Gleich gewöhnt man sich nicht so dran, wenn man's auch noch so gern will. Das kommt allmählich. Aber wollen muß man, wollen, das ist die Sache!“

Er sieht selbstbewußt um sich. „Ich habe gewollt. Nun, und seh'n Sie, ich bin zufrieden! Aber das ist so die Jugend — die muß gleich Gott weiß wo hinaus und wenn's dann nicht geht, ist's nicht recht.“

Nachdenklich rückt er an der goldenen Brille.

„Viele sind auch Faulenzer . . .“

Er schielt boshaft hinüber zum Nebenpult. Der Nachbar wird rot, legt die Feder beiseite und sieht den Sprecher scharf an?

„Faulenzer“, sagte er, „was ist das — „Faulenzer“? Geben Sie jedem die Arbeit, zu der er Lust spürt und befähigt ist, da wird sie leicht und zur Freude!“

„Nun, und?“

„Und? Dann wird es keine Faulenzer geben. Jeder wird seinem Arbeitstriebe folgen und tüchtig werden, wenn er den Beruf, zu dem es ihn drängt, in dem er glaubt etwas leisten zu können, ergreift!“

„Sie sind sehr klug“, sagte der Alte, „wirklich zu klug! Ich sage Ihnen doch — das Interesse an der Arbeit ist nichts, als Gewohnheit und kommt nur allmählich. Ich habe ebenfalls keine Lust gehabt, Kaufmann zu werden, aber mein Vater hat's gewollt, weil er auch Kaufmann war. Man hat doch immer sein Auskommen, hat er gesagt. Nun, und bin ich unzufrieden? Im Gegenteil! Bin ich untüchtig? Ich glaube nicht!“

Er sieht den andern durch die Brille herausfordernd an.

„Und meinen Sie nicht doch, daß Sie weit nützlicher sein könnten und größere Freude an der Arbeit fänden, wenn Sie Ihrer eigenen Wahl gefolgt wären?“

Dem Alten reißt die Geduld. „Herr“, ruft er, „was faheln Sie mir da von Freude und Nutzen? Was nennen Sie Nutzen, was ist Nutzen? Ich bin alt und grau in meiner Stellung geworden, ich habe meinem Chef stets ehrlich und treu gedient, Herr, ich habe Frau und zwei Töchter, habe stets meine Familie anständig ernährt, ist das nicht genug? Tut das ein jeder? Jeder tut's nicht . . .“

Seine Stimme klingt selbstbewußt und zufrieden.

„Sie sagen, man soll werden, wozu man Lust und Begabung spürt. Sie wollen damit Ihre Unlust entschuldigen. Gut! Ja, so sagen Sie mir doch aber, Verehrter, welcher Teufel hat Sie denn hergetrieben? Warum sitzen Sie hier und brummen und knurren und gähnen, als hätten Sie nie ausgeschlafen, während Sie dort voller Freude den Nutzen bringen könnten, von dem Sie stets schwärmen? Ich begreife nicht — warum kamen Sie hierher, warum bleiben Sie hier?“

Er sieht den anderen verständnislos an.

„Was hat Sie hergebracht?“

„Die Verhältnisse“, sagt der Leise, und um seinen Mund zuckt ein schmerzliches Lächeln.

Da wird es auf einmal ganz stille im Zimmer. — —

Dann aber beginnt die Maschine von neuem zu klappern, wieder kriechen die Federn hinab an den Seiten, und weiter schleppt sich die Arbeit . . .

### Aus der Pflanzenwelt.

ss. Ein neuer Kaffeebaum. Durch den Forschungsreisenden Chevalier sind im Kongogebiet drei Arten des Kaffeestrauchs aufgefunden worden, von denen eine nur ungenügend, die beiden anderen gar nicht bekannt waren. Die Entdeckung wird möglicherweise auch eine praktische Bedeutung gewinnen, weil eine der neuen Kaffeepflanzen eine sehr brauchbare Frucht liefert. Dies Gewächs ist überhaupt sehr merkwürdig, weil es im Vergleich zu seinen Verwandten ein Nieß genannt und eigentlich als Kaffeebaum bezeichnet werden kann. Während die übrigen Kaffeepflanzen nur die Größe von Sträuchern erreichen, gewinnt das als *Coffea exoalsa* von Chevalier beschriebene Gewächs eine Höhe bis zu 20 Meter. Seine Heimat scheinen die Wälder an den östlichen Zuflüssen des Schari zu sein. Doch ist es auch an den Ufern des

Bata, eines Zuflusses des zum Ubangi-Becken gehörigen Kotto, gefunden worden. Der Kaffeebaum scheint eine Meereshöhe von 5—800 Meter zu verlangen und die häufig überfluteten Niederungen zu meiden. Er besitzt eine graue, von Längspalten durchsurchte Rinde, längliche Blätter und weiße duftende Blüten, die bis zu fünf an einem Stiel zusammenstehen. Die Blüte fällt in die Monate Februar oder März. Geerntet wird die Frucht nur im Tal des Boro innerhalb der Staaten des Sultans von Snoussi. Nach den genaueren Untersuchungen wächst der Kaffeebaum mit Vorliebe auf einem stickstoff- und natronreichen Boden, dem gewöhnlich Kalk, Phosphorsäure und Kalz fast völlig fehlen. Die Frucht besteht aus kleinen rindlichen Körnern, die in ihrer Form und Größe an gewisse Kaffeeforten von Abyssinien und Mokka erinnern. Auf 100 Kubik-Zentimeter entfallen etwa 700 Bohnen, deren Gewicht etwa 70 Gramm erreicht. Es folgt daraus, daß 100 Gramm von diesem Kaffee 120—160 Bohnen enthalten. Im wilden Zustande liefert ein fünfjähriger Stamm, der etwa acht Meter Höhe besitzt, 600 Früchte oder 1200 Bohnen. Der Gehalt an Caffein ist sehr groß. Nach den in Harlem vorgenommenen Untersuchungen gehört der neue Kaffee zu den besten bisher bekannten Sorten. Nachdem er gedörrt ist, gibt er einen Aufguß von ausgezeichnetem Aroma, und alle Sachverständigen, die eine Probe machten, haben ihm einstimmig eine sehr gute Mittelqualität zuerkannt. Uebrigens ist dieser Kaffee den Arabern schon seit langem bekannt gewesen, zumal auch jährlich eine kleine Menge davon aus den Staaten von Snoussi nach Wadai ausgeführt wird. Vor einiger Zeit soll sogar auf den Märkten in Tripolis etwas von diesem Kaffee zum Verkauf gebracht worden sein. Die französische Regierung beabsichtigt, Versuche mit der Anpflanzung und Verbesserung des wilden Kaffeebaumes in ihrer Kolonie am Kongo vorzunehmen. Die afrikanischen Eingeborenen nehmen übrigens die Ernte in sehr rücksichtsloser Weise vor, indem sie auf die Bäume hinaufklettern und die Zweige abbrechen, was zum Absterben des Stammes führt:

### Humoristisches.

— Der Berliner Dom. Zuckerbäcker zu den Lehrlingen, denen er den neuen Prachtbau zeigt: „Seht, Jungens, da könnt Ihr noch was lernen!“ —

— „Arbeitslos“. Ein Lehrer in der Mittelschule erfucht eines Tages diejenigen seiner Schüler, sich von ihren Sigen zu erheben, deren Vater zurzeit arbeitslos sei. Unter denen, die aufgestanden waren, befindet sich auch der Sohn eines bekannten mehrfachen Hausbesitzers.

„Warum stehst denn Du auf, Karl?“ fragte ihn der Lehrer.  
„Mein Vater“, sagte der gute Junge, „hat nie keine Arbeit nicht.“ —

— Unbestritten. Frau: „Siehst, alles, was da is, sogar dös Gend, wo's d' am Leib hast, alles g'hört mei'!“  
Mann: „Ja, leider! Bloß Du g'hörst mir!“  
(„Simplicissimus“.)

### Notizen.

— Recht hat er! Die Stuttgarter „Morgenpost“ veröffentlicht folgende Erklärung:

„Die Intendanz des Hoftheaters hat gegen mein Wissen die Erstaufführung meiner „Maria Friedhammer“ in das Wilhelmshoftheater verwiesen. Da ich mein von nahezu 20 größeren Bühnen aufgeführtes bezw. erprobtes Drama gerade in meiner Vaterstadt nicht als Premiere einer Nebenbühne gespielt sehen wollte, war ich gezwungen, mein Stück zurückzuziehen. Heinrich Lilienfein.“ —

— „Kat Schrimpf“, eine Wiener Gesellschaftskomödie von Max Burdhard, gelangt im April im Deutschen Volkstheater zur ersten Aufführung. —

— Anfang April erscheint im Verlag F. Bruckmann in München eine wohlfeile Ausgabe des Menzelwerkes. Preis 10 M. —

c. Die vollständige Restauration der ehemaligen Bibliothek am Markusplatz in Venedig, die 1596 von Sansovino für die Marciana-Bibliothek erbaut wurde, ist jetzt begonnen worden. Die Erde des prächtigen Gebäudes wurde, wie erinnerlich, bei dem Sturz des Campanile am 14. Juli 1902 vollständig zerstört. —

— Die Seebehörde zu Triest hat Preise für die Erlegung von Haien ausgesetzt. Für einen Menschenhai werden bis 1000 Kronen bezahlt. —

— Der sächsische Staat hat 20 Hektar des berühmten Moorlagers von Soos bei Franzensbad für das Frauenbad Elster angekauft. —

— Etwas länglich. Im Verordnungsblatt des österreichischen Justizministeriums vom 14. Januar ist auf Seite 15 zu lesen: — die Ernennung des Feldwebel-Lehrgehilfen-aufsichts-Unterschieders Alois R. für die Männerstrafanstalt in Pilsen. —